

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1890

Einundvierzigstes Kapitel.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1694

Einundvierzigstes Kapitel.

Das erste Viertel des Monats Februar 1425 war vergangen, und wir versetzen uns in die Stadt Prenzlau, dem Hauptorte des Uckerlandes, der sich, wie wir gemeldet haben, in brandenburgischen Händen befand. Im Hause des Bürgermeisters Zabel Grieben schien eine große Verstimmung zu herrschen. Der alte, feste, starrköpfige Mann schritt mit finsterem Gesichte in seinem Zimmer auf und nieder, seine Frau saß in einem hochgepolsterten Sorgenstuhl und hatte den Kopf auf die Hand gestützt, die achtzehnjährige blühende Tochter Clara, das hübscheste Mädchen der Stadt, saß mit rotgeweinten Augen in einem Winkel, und drehte die Spindel.

Und zum letzten Male sag' ich's, sprach Zabel, ich mag ferner keine weinenden Augen um mich sehen. Was sind sie anders, als schweigende Vorwürfe, daß ich einer kindischen und thörichten Laune nicht nachgeben will, wie es doch meine Pflicht ist? Dank solltest du mir dafür wissen, aber keine Vorwürfe machen.

Die Mutter. Nun, wenn einer ein Unglück hat, ist es doch natürlich, daß er weint, und das kann man auch keinem verbieten.

Zabel. Ein Unglück? — Was hat sie denn für ein Unglück? — Ihr Unglück will ich eben nicht, und deshalb habe ich's abgeschlagen. Der Rodinger ist nun einmal kein Mann, der zu meinem Schwiegersohne paßt, und er soll sie nicht haben, ein für allemal sei es gesagt. Es giebt ganz andere Leute in der Welt, die ich mir zu Schwieger söhnen wünsche.

Die Mutter. Aber Clara nicht zum Manne.

Clara. Wen ich nicht lieben kann, den werde ich nimmer freien.

Zabel. O Unsinn! Als ob eure Liebe zum Glücke gehörte. Hundert Ehen werden geschlossen, wo die Leute sich gern gehabt haben, und sind unglücklich, und tausend werden geschlossen, wo sie einander gleichgültig waren, und sind glücklich. Als ich deine Mutter freite, habe ich wahrhaftig nicht daran gedacht, sie zu lieben, und wir führen dennoch mit einander das glücklichste Leben.

Die Mutter unterdrückte einen Seufzer.

Was kann es denn für ein Glück sein, fuhr Zabel fort, diesen Rodinger zu freien? Er ist ein hübscher Kerl, das ist alles, was man von ihm sagen kann. Alles Übrige an ihm, sein Stand wie seine Gesinnungen, sind mir zuwider. Oberster Stadtknecht! Ist das ein Amt, in welchem er seine Augen bis zur Tochter eines Bürgermeisters erheben darf?

Die Mutter. Er kann ja auch noch steigen und mehr werden.

Zabel. So lange ich lebe, wahrhaftig nicht. Sein Sinn ist nicht der meinige, und macht ihn mir verhaßt. Ist er nicht der gefügigste Knecht der Brandenburger? Hat er mir nicht erst vor kurzem gesagt, er wüßte, daß die brandenburgische Herrschaft ewig dauern möge?

Die Mutter. Er hat Brandenburg mit Eiden gehuldigt, wie du, und hält seinen Eid.

Zabel. Wie, soll das etwa ein Vorwurf sein für mich? Habe ich nicht zuvor den Pommern gehuldigt? Haben sie mich als meine rechtmäßigen Herren meines geschworenen Eides entlassen, als ich gezwungen wurde, den Brandenburgern zu schwören? Gezwungener Eid ist Gott leid, und wenn der erste Eid nicht gelöst ist, stirbt der zweite darauf gesetzte ab wie ein dürres Reis. Prenzlau gehört den Pommern von Gottes und Rechtswegen, und diese Brandenburger, welche jetzt Gewalt über uns haben, sollen mich nicht abhalten, meinen rechtmäßigen Herren die geschworene Treue zu halten. Wie ich aber denke, so muß jeder denken, und wer es nicht thut, ist kein Ehrenmann, und nur einem Ehrenmanne gebe ich meine Tochter. Laß ihn doch hingehen zu Otto Hoppe, und dort werben. Seine Barbara hat's ihm ja nahe genug gelegt, und der alte Otto wird ihn mit Freuden aufnehmen.

Die Mutter. Wenn er für Otto Hoppe ein Schwiegersohn ist, so kann er auch für uns gut genug sein, denn Otto Hoppe ist ja ebenfalls Bürgermeister gewesen.

Zabel. Ei, sieh doch! Nur mit dem Unterschiede, daß der alte Hoppe nicht weiß, ob er pommerisch oder brandenburgisch ist, nicht Fisch nicht Fleisch. Er fragt daher nicht danach, mit wem es sein Schwiegersohn hält.

Er verließ das Zimmer, Clara warf die Spindel auf die Seite und sich weinend an die Brust der Mutter. Diese wußte ihr keinen Trost zu gewähren und weinte mit ihr recht herzlich. Ich kenne seinen eisernen Sinn, sprach endlich die Mutter, wenn nicht ein Wunder geschieht, ändert er ihn nicht. Ach Kind, du weißt noch nicht, wie viel Wünsche, die in einem weiblichen Herzen emporkeimen, gewaltsam erstickt werden müssen. Wir sind zum Leiden und Dulden geboren!

Die Lage der Stadt Prenzlau hatte ihr das widrige Los bereitet,

abwechselnd bald unter pommerischer, bald unter brandenburgischer Hoheit zu stehen. Gegründet oder doch erweitert von einem pommerischen Fürsten, und früher lange Zeit eine pommerische Stadt, war es erst in neueren Zeiten zweifelhaft geworden, zu welcher Herrschaft sie sich bekennen müsse. Wie es unter solchen Umständen nicht ausbleiben kann und überall geschieht, so waren auch hier unter den Einwohnern Parteiungen entstanden; ein Teil derselben hielt es mit den Pommern, ein anderer mit den Brandenburgern, und beide haßten sich wütend. Ein dritter trug den Mantel auf beiden Schultern, und wurde von beiden gehaßt. Es ist ein unglücklicher Zustand, wenn die vielen Veranlassungen zu Hader und Zwiespalt unter den Bewohnern einer Stadt nicht einmal eine Einigung in der Liebe zu dem angestammten Herrscher finden, wenn das Vaterland zweifelhaft wird, und die Frage danach ein Gährungstoff zu Zwist und Unfrieden wird.

So war es zu dieser Zeit in Prenzlau, und der Parteizwist griff durch alle Verhältnisse. Auch der Rat war geteilter Meinung, und selbst von den drei regierenden Bürgermeistern waren Zabel Grieben und Claus Belz erklärte Anhänger der Pommern, der dritte hielt es mit Brandenburg. Allerdings ließen die pommerisch Gesinnten ihre Anhänglichkeit öffentlich nicht blicken, denn der brandenburgische Hauptmann in der Stadt führte strenge Aufsicht, dafür aber wurde im geheimen um so mehr für die Pommern gewirkt.

Michael Rodinger hatte vor einigen Tagen um die Jungfer Grieben werben lassen, und war von dem Vater schnöde abgewiesen worden. Als oberster Stadtknecht hatte er ein bedeutendes polizeiliches Amt, denn des Rats Knechte standen unter ihm. Er war ein Mann von sehr schöner Gestalt und großer Stärke, und hatte sich stets als tüchtig bewährt. Dabei war er ein entschiedener Anhänger Brandenburgs, und ob ihm auch des alten Grieben entgegenstehende Ansicht nicht unbekannt war, so hatte er doch nicht geglaubt, daß sie zwischen ihn und seine Liebe treten würde.

Es blieb in der Stadt nicht verborgen, was geschehen sei, und von neuem wurden Mittel angewandt, ihn für die Familie des Ratmanns Otto Hoppe zu gewinnen. Barbara mochte den schönen Mann wohl leiden, und ihr Vater würde seinen Antrag nicht abgewiesen haben. Aber Rodinger war jetzt weniger als je geneigt, an eine andere Liebe zu denken, und mochte von andern Vorschlägen nichts hören.

Dagegen mußte Zabel Grieben von seinen Freunden manches mißbilligende Wort vernehmen. Sie sagten es ihm ziemlich rund heraus, er habe unklug gehandelt. Dennoch mochte er in seinen eigenen Augen nicht sich selber als ein Eigensinniger erscheinen und suchte nach Gründen, sein Benehmen zu rechtfertigen. Es wollte ihm nicht gelingen, und

schon wurde es ihm zweifelhaft, ob er recht thue, da kam er auf den Einfall, einen Wahrsager und Nativitätssteller um Rat zu fragen.

Es lebte zu der Zeit ein Mann in Prenzlau, der in seiner Kunst sehr geschickt sein sollte. Zabel ließ ihm durch einen Dritten wissen, daß er gegen Abend kommen und über eine wichtige Sache seinen Rat einholen wolle; er möge sich dazu bereit halten. Meister Wolfram empfing den Bürgermeister ungemein achtungsvoll und geleitete ihn in sein Zimmer, in welchem es wunderbarlich genug aussah. Destillierkolben, Schmelztiegel, ausgestopfte Tiere und Ungeheuer aller Art gewährten sogleich die Überzeugung, daß man einen Schauplatz ungewöhnlicher Künste betreten habe.

Zabel. Mein Anliegen an euch besteht darin, daß ihr mir sagen sollt, ob ich recht gethan, indem ich einen Heiratsantrag zurückgewiesen habe, der meinem Kinde in diesen Tagen gemacht worden ist.

Wolfram. Habt die Liebe, und schreibt mir hier Jahr, Monat, Tag und Stunde auf diesen Zettel, wann eure Tochter geboren worden.

Zabel that es, Wolfram ging hinter einen Tisch, schlug ein großes Buch mit astrologischen Figuren auf, und fing an zu rechnen und zu zeichnen. Eine Stunde mochte vorübergegangen sein, da stand Wolfram auf und sprach: Ihr habt recht gethan, gestrenger Herr Bürgermeister, den jetzigen Freier abzuweisen. Er ist kein Mann für eure Tochter, obwohl sie das jetzt nicht einsieht. Aber ich sage euch, es kommt die Zeit, wo sie ihn wird freien können, wo er sie nochmals begehrt, und sie wird ihn nicht haben wollen.

Zabel. Ha, was ihr sagt! Er wird sich ihrer Liebe unwert machen, sicherlich, ich habe ihm nie viel Gutes zugetraut.

Zabel ging. In seinem Mantel ver mummt schlich er gedankenvoll über die beschneiten Straßen. Sicherlich kommen von ihm noch böse Dinge an den Tag, murmelte er vor sich hin, ich habe ihm darum nie getraut. Wie gut ist es, daß ich nicht gewankt habe.

In der Finsternis trat ein Mann auf ihn zu, und sprach: Mit Gunst, daß ich fragen mag, wo komme ich nach der Herberge zum roten Greifen?

Zabel. Die liegt noch eine Strecke weiter, und ich gehe dort vorbei, da könnt ihr mit mir gehen. Die Pommern pflegen gewöhnlich da einzukehren. Seid ihr ein Pommer?

Der Fremde. Nein, aber ich bin fremd in der Stadt und erst von Brüssow angekommen, wo ich um all das Meinige gekommen; nun will ich sehen, ob mir's hier besser geht.

Zabel. Wie ist denn das zugegangen?

Der Fremde. Habt ihr denn noch nicht gehört, daß die Pommern die Nacht in Brüssow eingefallen sind und den Ort ausgepocht haben?

Zabel. Nicht möglich! Kein Wort habe ich davon gehört, und ich als Bürgermeister müßte doch —

Der Fremde. Wie, ihr seid Bürgermeister? O da verzeiht, daß ich als ein schlechter Mann so dreist gewesen bin, und euch — —

Zabel. Laßt's gut sein. Eure Nachricht ist mir viel wert. Und ihr waret in Brüssow? Wer seid ihr denn?

Der Fremde. Klaus Köppen ist mein Name, ich war Tagelöhner in Brüssow. In der Nacht ist alles, was ich hatte, verbrannt. Nun habe ich mich hierher gewendet, und will hier tagelöhnen.

Zabel. Armer Mann. Da habt ihr für's erste eine kleine Gabe. Aber sagt mir, werden die Pommern noch weiter gehen? Haben sie ein großes Heer?

Klaus. O sie sind sehr mächtig und haben geschworen, das ganze Uckerland wieder zu nehmen.

Zabel. Dann also auch Prenzlau. Ei das ist eine wichtige Nachricht. Höre, Klaus Köppen, morgen früh komm zu mir, dem Bürgermeister Zabel Grieben, ich wohne nicht weit von hier. Du mußt mir noch mehreres davon erzählen, wie Brüssow genommen wurde, und ich will dir noch eine Gabe reichen. Hier ist deine Herberge. Gott befohlen.

Kaum war Zabel zu Hause angekommen, so erhielt er auch die Nachricht, daß die Herzöge von Pommern in das Uckerland gefallen seien und Brüssow niedergebrannt hätten. Der Krieg mit der Mark war demnach wieder eröffnet, und nun gab es für ihn gar viel zu thun, denn er wünschte nichts sehnlicher, als die Pommern wieder in Prenzlau zu sehen.

Am andern Morgen fand sich der Tagelöhner Klaus Köppen bei Zabel ein und gewann durch seine Auserungen und Erzählungen dessen ganzes Wohlwollen. Du scheinst mir zu etwas Besserem bestimmt zu sein, als zum Tagelöhner, sprach er, und allenfalls bin ich noch der Mann, der etwas aus einem Menschen machen kann. Laß dich nach einigen Tagen wieder bei mir sehen, es kommt eine Zeit, wo wir Leute gebrauchen, und wenn du dich anständig und zuverlässig zeigst, kann es mit dir recht gut werden.

Bald darauf ereignete sich ein Vorfall, der Zabel und Rodinger auf das vollständigste verfeindete. Der Thorwächter des Blindow'schen Thores war gestorben, und der Posten mußte schleunigst besetzt werden. Zabel Grieben dachte sofort an den Tagelöhner Klaus Köppen, für den er eine unbegreifliche Vorliebe gefaßt hatte. Rodinger schlug dagegen einen Mann vor, für welchen sich auch der dritte Bürgermeister interessierte. Zabel aber wußte seinen Plan durchzusetzen, und Klaus Köppen erhielt die Stelle. Als er Rodinger amtlich von dieser Ernennung in

Kenntnis setzte, stellte dieser vor, wie gewagt es sei, einen so wichtigen Posten einem Manne anzuvertrauen, den niemand kenne. Zabel antwortete spitz, es wäre nicht das erste Mal, daß man eine Person anstelle, die man vorher nicht so genau gekannt, als man sie nachher kennen gelernt habe, ja für viele wäre es ein Glück, wenn man sie niemals kennen gelernt hätte. Ein Wort gab das andere, und der Streit endigte mit harten Worten und selbst Drohungen, die Rodinger mit blutendem Herzen einstecken mußte. Aber Klaus Köppen bekam die Stelle und bezog das Thor, um seinen Posten anzutreten.

Unterdessen näherte sich das Kriegsfeuer der Stadt immer mehr, und von ihren Wällen sah man in der Ferne die aufsteigenden Rauchsäulen. Innerhalb ließ der brandenburgische Hauptmann Hans von Arnim bereits Vorkehrungen für den Fall treffen, daß es die Pommern gelüsten möchte, die Stadt anzugreifen. So leicht hatte sie nichts zu fürchten, denn die Stadt war, obgleich ohne Schloß, sehr fest. Ihre Mauern waren hoch und stark, und mit mehr als 60 Weichtürmen besetzt. Auf der einen Seite hatte sie dreifache Wälle, auf der andern stieß sie theils an den Uckersee, theils an einen fast unwegsamen Sumpf. Sie wurde von einer zahlreichen streitfertigen Bürgerschaft bewohnt, hatte drei Klöster und mit Einschluß der Kloster- und Hospitalkirchen und Kapellen sieben Kirchen, unter welchen die Marienkirche mitten in der Stadt mit zwei Thürmen die größte war, fünf Hospitäler und ein ansehnliches Rathhaus mit einem Turme. Auf dem Markte befand sich eine Rolandssäule und der Richtstein.¹⁹⁾ Ein geringes Heer konnte gegen die Stadt bei ihrer Größe nichts unternehmen.

Am Donnerstag den 15. Februar erschienen indessen die pommerischen Herzöge Casimir und Otto mit ihrem, und Herzog Bratislaw mit dem wolgastischen Heere wirklich vor der Stadt und führten einen ansehnlichen Zug Sturmzeug mit sich, der es glaublich machte, daß sie es auf eine Belagerung abgesehen hätten. Dies erregte in der Stadt bei allen brandenburgisch Gesinnten große Bestürzung, während die pommerisch Gesinnten ihre Freude darüber kaum verbergen konnten. Es war heut der Wenige Rinnabend, und sie nahmen dies zufällige Zusammentreffen für ein gutes Zeichen.

Hans von Arnim versammelte noch heut die Bürger auf dem Markte und ermahnte sie, Brandenburg die geschworene Treue zu bewahren und sich dem Feinde als tapfere Männer zu zeigen, wenn er wirklich auf die Stadt etwas unternehmen sollte. Jeder möge sich daher rüsten und bereit halten, wenn seine Hülfe gefordert würde, denn er gedenke die Stadt auf das äußerste zu verteidigen.

Zabel Grieben und Klaus Bely gingen mit einander. Als sie sich unbehorcht sahen, sprach Zabel: So wie ich euch kenne, wird die

schöne Rede des Hauptmanns euch in euren Gefinnungen nicht wankend machen.

Klaus. Verlaßt euch darauf. Es ist ein Unsinn, die Stadt gegen die Pommern verteidigen zu wollen. Denn thun wir es, und die Pommern nehmen die Stadt, was sicherlich geschieht, so werden unsere Häuser ausgeplündert und niedergebrannt, aber was noch schlimmer ist, wir haben die Pommern, unsere eigentlichen Herren, erbittert, und sie werden es uns lange fühlen lassen. Wer hat dann den Schaden?

Zabel. Ich denke es wird unter den Bürgern viele geben, welche denken wie wir. Sie werden keine Narren sein und gegen die Pommern fechten, und gebt acht, selbst die, welche es jetzt nicht gern mit den Brandenburgern verderben möchten, werden sich, wenn es gilt, nicht rücken oder rühren. Dessenungeachtet soll ihnen nichts geschenkt sein, und was sie gekocht haben, sollen sie auch aßeßen, darauf geb' ich euch mein Wort.

Klaus. Nicht mehr als billig. Übrigens werde ich, wo es angebracht ist, einige Wörtchen fallen lassen, damit die guten Bürger in ihrem blinden Eifer sich bei den Herzögen die Suppe nicht versalzen. Das Wohl der Stadt erfordert solche Winke.

Am nächsten Tage, den Freitag, fingen die Pommern an, die Stadt zu beschießen. Hans von Arnim antwortete von den Mauertürmen aus und blieb dem Feinde nichts schuldig. In der Stadt nahm man davon wenig Notiz, und die Einwohner trafen alle Veranstaltungen zu den bevorstehenden Fastnachtstagen, als ob man im tiefsten Frieden lebte.

Es ereignete sich an diesem Tage nichts Bemerkenswerthes. Aber am folgenden Tage, dem sogenannten feisten Sonnabend, stellten die Pommern das Schießen ein und man bemerkte eine ungewöhnliche Bewegung in ihrem Lager. Man gewahrte bald, daß sie Vorbereitungen trafen, die Stadt anzulaufen. Nunmehr ertönten die Sturmglocken von den Türmen, um die Bürger auf die Wälle zu rufen. Es fanden sich nur wenige ein, und trotz des wiederholten Läutens blieb die Zahl sehr klein.

Es war den Pommern offenbar nur darauf angekommen, die Stadt zu beunruhigen und zu sehen, auf welchen Widerstand sie zu rechnen haben würden. Sie unternahmen nichts Ernstliches und zogen wieder in das Lager zurück. Hans von Arnim erkannte, daß seine Lage mißlich sei. Auf eine solche Lauigkeit der Bürger war er nicht gefaßt gewesen.

Die Pommern fingen wieder an zu schießen und Prenzlau's Thortürme antworteten. Doch that man sich gegenseitig wenig Schaden. Der nächste Tag war der feiste Sonntag, die Herren- oder Pfaffen-Fastnacht genannt, und heut schwieg das Geschütz ganz. Hans von Arnim

konnte aus dem Verfahren des Feindes nicht recht klug werden. In der Stadt ging es aber, der anscheinenden Ruhe wegen, um so lustiger zu. Selbst die Mönche des Franziskaner- und des Dominikaner-Klosters und einzelne Nonnen des Sabinenklosters waren auf den Straßen zu finden, und belustigten sich an den Mummereien, sowie an dem Stechen, das auf dem Markte gehalten wurde.

Des anderen Tages, am Fraß-Montage oder kleinen Fastelabend dauerte die Lust fort, ungeachtet wieder einzelne Schüsse fielen. Michael Rodinger schritt vollständig bewaffnet, verdrießlichen Gesichts durch die Straßen und auf Zabel Griebens Haus zu.

Er trat hinein und grüßte den Bürgermeister achtungsvoll. Clara schlüpfte aber durch eine andere Thür, nicht ohne ihm einen freundlichen und doch klagenden Blick zuzuwerfen. Er brachte unseren mannhaften Michael Rodinger fast außer Fassung, und nur mit Mühe verbarg er seine Bewegung dem scharfblickenden Auge Zabel Griebens.

Was habt ihr mir zu sagen, fragte Zabel, ich hoffe doch Dienst-sachen?

Rodinger. Allerdings und zwar von der Art, daß ich sie nicht verschweigen darf. Heute früh in der ersten Morgenstunde war ich auf einen Weichturm gestiegen, seitwärts vom Blindower Thore, vor welchem in der Entfernung, wie ihr wißt, das Hauptbanner der Pommern sich befindet. Es war ruhig hüben und drüben, aber die Knechte waren auf ihrer Hut. Da wurden vom äußeren Blindower Thorturm mit einem weißen Tuche Zeichen gemacht und neben dem pommerschen Banner wurden die Zeichen erwidert. Offenbar war es, daß ein Einverständnis zwischen dem Thorwärter und den Pommern stattfand, aber was die Zeichen bedeuteten, habe ich nicht verstehen können.

Zabel. Ist das alles?

Rodinger. Ich habe nichts weiter zu melden. Mir aber scheinen die Zeichen nichts Gutes zu bedeuten.

Zabel. Ihr habt wohl noch nicht daran gedacht, daß heute der Narren Kirchweih ist?

Rodinger. Herr Bürgermeister, ihr scheint die Sache sehr leicht zu nehmen. Gebt acht, es kommt die Zeit, wo dieser Klaus Köppen als ein Verräter erkannt werden wird.

Zabel. Seid meinethwegen nicht bange. Es kommt eine Zeit, wo noch mancher andere als etwas viel Schlimmeres erkannt werden wird, daß selbst die, welche bis dahin eine thörichte Neigung zu ihm trugen, sich mit Abscheu von ihm wenden werden, und nun Gott befohlen!

Er ist mit Blindheit geschlagen, murmelte Rodinger, als er die Treppe hinabstieg — oder will er nicht sehen? — Da sei Gott vor, aber fast gewinnt es den Anschein. Gott, Gott, wie soll das alles enden?

Der Montag verging und der Dienstag, die junge oder rechte Fastnacht kam und noch immer unternahmen die Pommern nichts Bedeutendes gegen die Stadt. Hans von Arnim wußte nicht, was er daraus machen sollte und vermutete, sie erwarteten noch mehr Geschütz oder Belagerungsgerät. Auch heute war es draußen still, drinnen in der Stadt aber ging es gar laut und lärmend her, denn die Fastnacht war in vollem Gange. Dampfende fette Kuchen und Speisen wurden an allen Enden zum Kauf ausgedboten, in allen Häusern bereitet, man aß, trank und schlemmte im Überfluß. Als es Abend wurde, zündete man auf den freien Plätzen große Feuer an, stellte Spielleute daneben und tanzte um sie, zum Teil verhummt umher. Erst um Mitternacht erloschen die Feuer, erst jetzt wurden die Straßen still und die schweren Köpfe sanken betäubt auf die Kissen und in einen dumpfen Schlaf.

Nur wenige Stunden hatten sie geschlafen, da ertönte plötzlich die Sturmglocke, Reiter jagten durch die Straßen und riefen: Zu den Waffen! Schlaftrunken und taumelnd fuhren die Bürger aus den Federn. Der Lärm auf der Straße wurde lauter, horch! da flirrten Schwerter, richtig! der Feind ist in der Stadt, die Brandenburger schlagen sich mit ihm, er war zum Blindow'schen Thore eingedrungen und immer noch drängten neue Haufen nach. Heraus ihr Bürger! schrieten die Brandenburger, heraus! haltet Brandenburg aufrecht! Aber nur wenige kamen, unter diesen auch Michael Rodinger, von den übrigen ließ sich keiner sehen. Die schwache brandenburgische Besatzung focht tapfer, aber sie konnte der Menge ihrer Feinde nicht widerstehen. Hans von Arnim wich Schritt vor Schritt und benutzte jeden Halt zu neuem Widerstande. Da wurde er selber im Gefecht bedeutend verwundet, die Stadt war nicht mehr zu halten, denn er selber war bereits bis über die Mitte hinausgedrängt, er überzeugte sich, daß fernerer Widerstand unnütz sei, fluchend gab er ihn auf und zog mit den Seinigen unverfolgt zum Neustädter Thore hinaus auf den Weg nach seinem Schlosse Boitzenburg*).

Aber noch hatte er dort kaum seine Waffen abgelegt, als zwölf der reichsten und vornehmsten Bürger von Prenzlau bitten ließen, ihnen Gehör zu geben. Sie waren seiner Schar bei seinem Abzuge aus Prenzlau gefolgt, ohne daß er sie in der Dunkelheit gesehen hatte. Er kannte sie wohl und war über ihr Begehren verwundert. Doch ließ er sie kommen.

Alle zwölf, unter welchen auch der Ratmann Otto Hoppe, traten ein. Dieser nahm das Wort für die übrigen und sprach: Ihr wißt, Herr Hauptmann, daß wir von jeher treue Anhänger Brandenburgs gewesen sind. —

*) Tag und Umstände giebt an Rufus Chronik bei Grotuff II. II. S. 533.

Arnim. Daß ich doch nicht wüßte. Ich kann das von keinem von euch rühmen.

Hoppe. Es thut uns leid, von euch so sehr verkannt zu werden. Jedenfalls haben wir für Brandenburg so viel gethan, daß wir mit gutem Grunde besorgen müssen, die Pommern würden uns ohne weiteres als ihre Feinde behandeln und gefangen nehmen und schätzen. Für das, was wir für Brandenburg gethan haben, ist es wohl an euch, uns wieder mit den Herzögen zu vertragen.

Arnim. Und es ist dessen so viel, daß die Herzöge euch mit Recht dafür fangen und schätzen könnten?

Alle. Ohne Zweifel.

Arnim. Besser Recht aber hat unser Fürst der Markgraf, euch zu fangen und zu schätzen, als der Herzog von Stettin, dem ihr faul und unehrllich habt eure Stadt euch abgewinnen lassen*). An das Davonlaufen habt ihr gedacht, aber nicht, mir zu Hülfe zu eilen und eure Stadt zu verteidigen. Wohlan! das bessere Recht gelte. — Führt sie gefangen in den Turm, gebot er seinen Knechten, und keiner wird eher wieder frei, als bis er eine ehrliche Schätzung gezahlt hat!

Es erhob sich ein großes Heulen und Wehklagen, es half kein Bitten, kein Beten; Arnim verließ das Zimmer und die Knechte thaten, wie ihnen befohlen war. Das sehr feste, große und stattliche Schloß Boitzenburg, eines der mächtigsten jener Zeit, hatte ungemein starke Gefängnisse, aus denen keine Erlösung als nur mit dem Willen des Schloßherrn zu hoffen war. Es lag auf einer Anhöhe in einer reizenden Lage am Haussee und bestand aus einer höchst wunderbarlich zusammengetürmten, aber höchst malerischen Masse von Gebäuden mit vielen übereinander stehenden Giebeln und Erkern. Noch jetzt ist es eines der merkwürdigsten Schlösser der Provinz, obgleich es sein kriegerisches Ansehen verloren hat. Daneben liegt der gleichnamige Flecken.

In Prenzlau sah es heute, am Aschermittwoch, zwar sehr lebendig, aber doch betrübter aus, als es die Anhänger der Pommern geglaubt hatten, denn das pommerische Kriegsvolk betrug sich sehr übermütig. Vormittags wurden die Bürger sämtlich nach dem Prediger- oder schwarzen Kloster entboten, um den Herzögen zu huldigen. Es geschah. Die Bürger waren vor dem Kloster versammelt und die Herzöge standen auf einem herausgebauten Balkon. Als die Huldigung geleistet war, sprach Herzog Kasimir einige Worte der Ermahnung zur Treue und verhiess ihnen, daß sie dann auch gut behandelt werden würden. Da fuhr Herzog Otto dazwischen und sagte: Ihr wäret wahrlich wert, daß ihr übel behandelt würdet, so viele ihr seid. Welch eine Menge Volks!

*) Wörtlich. Rufus a. a. D. S. 534.

Hättet ihr euch als biedere Leute gewehrt, wäret ihr Männer gewesen und keine Memmen, wir hätten eure Stadt nie ohne euren Willen gewinnen können*).

Wenn diese Worte auch dem geraden rechtlichen Sinn Ottos Ehre machten, so waren sie doch, an dieser Stelle und zu dieser Zeit gesprochen, höchst unklug. Er hatte nun einmal das Unglück, alles zu verderben**), wie er es bereits bei Straßburg und Angermünde bewiesen. Sene Rede wirkte auf die Bürgerschaft Prenzlauß entsetzlich erkältend, sie schüttelte das Volk fast schreckhaft auf, das aus diesem Munde ganz etwas anderes zu hören gehofft hatte. Man schlug die Augen nieder und wagte einander kaum anzusehen. Aber wie es zu geschehen pflegt, verwandelte sich das Gefühl der Scham gar bald in Unwillen gegen den Mann, der so schonungslos dem Volke den gehofften Tribut der Schmeichelei verweigerte, denn das Volk glaubt in Lagen wie diese wohl ein Recht darauf zu haben; eine Huldigung ist eine Liebeserklärung, die es mit Liebe erwidert wissen will und nimmer vergißt es, wenn ihm Hohn und Verachtung dafür geboten wird.

Unmittelbar darauf erklärten die Herzöge, daß sie sich in der Stadt nicht aufhalten würden, sondern Klaus Köppen zum Hauptmann derselben ernannten, dessen Befehlen die Bürger Folge und Gehorsam zu leisten hätten. Klaus Köppen in Rittertracht, köstlich gewappnet, empfing aus ihren Händen die Urkunde seiner Ernennung. Erstaunt sahen sich die Bürger an, verblüfft standen die Bürgermeister da und blickten auf den verwandelten Wächter des Blindowschen Thores, vor dem sie sich jetzt ehrfurchtsvoll beugten. Die Bürger wurden entlassen, Klaus Köppen trat lächelnd an Zabel Grieben heran, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: Ja ja, Herr Bürgermeister, nicht jeder, der so aussieht, ist auch ein Tagelöhner. Betäubt von all diesen Ereignissen, gekränkt durch die geringe Beachtung, welche die Herzöge ihm geschenkt hatten, wandte Zabel nach Hause. Unterwegs hörte er seinen Namen rufen; es war sein Kollege, der dritte Bürgermeister, welcher mit Michael Rodinger im Gespräch begriffen war. Er versuchte, den Ruf zu überhören, allein er wurde wiederholt und Zabel Grieben mußte schon zu ihnen hinantreten.

Ihr wißt freilich schon, wer der Thorwächter am Blindowschen Thore gewesen ist, sprach der Bürgermeister, aber vielleicht ist euch noch unbekannt geblieben, was während der Nacht vorgegangen ist, und was auch ich soeben erst erfahren habe.

Zabel. Es kommt am Ende wenig darauf an. Geschehen ist geschehen.

*) Rufus a. a. D. Wörtlich.

**) Kanşow, Pommerania II. II. S. 16.

Bürgermeister. Doch nicht. Man kann immer für die Zukunft daraus lernen. Erzählt, Rodinger!

Rodinger. Als ich in der Nacht die große Üppigkeit und die Schwelgerei der Bürger sah und wie fast alle betrunken waren, kam mir plötzlich der Gedanke: Wie, wenn die Pommern jetzt plötzlich unter diese Menge führen, was sollte wohl geschehen? Noch schlimmer aber, wenn diese Menge schlafend überfallen würde. Der Gedanke jagte mir eine große Angst ein —

Zabel. Ich weiß, ihr habt nicht viel Herz.

Rodinger. Doch genug, um das Wohl einer ganzen Stadt nicht leichtsinnig zu verschlafen und mich einem Abenteuerer zu vertrauen.

Zabel warf ihm einen wütenden Blick zu und wollte gehen. Sein Kollege ergriff seine Hand und hielt ihn fest.

Rodinger. Es fiel mir ein, daß Klaus Köppen, dem ich nie getraut hatte, auf dem Blindower Thor saß, und daß er mit den Pommern, wie ich euch, Herr Bürgermeister Zabel Grieben, mitgeteilt habe, Zeichen gewechselt hatte. — Ich entschloß mich, nicht zu Bett zu gehen, sondern aufzumerken, und so schlich ich nach einem der Weichtürme in der Nähe des Blindower Thores zu den dort Wache haltenden brandenburgischen Söldlingen. Es schien uns zuweilen, als ob wir Geräusch im feindlichen Lager vernähmen, doch war nichts deutlich zu hören. Gegen Mitternacht war der Mond aufgegangen, aber der Himmel trübe und wenig zu sehen. Da bemerkten wir gegen vier Uhr plötzlich einen leuchtenden Schein oben am Blindower Thorturm, von unserm Weichturm aus konnten wir nicht deutlich sehen, was es sei. Ich ging daher an der Mauer fort bis zum zweiten Weichturm, der wegen seines Vorsprungs deutlicher zu sehen gestattete, und bemerkte nun, daß eine hellleuchtende Laterne ausgehangen war. Auch hörte ich jetzt deutlich Bewegung im feindlichen Lager, und als ich das Ohr an die Mauer legte, vernahm ich durch die Dröhnung das Stampfen der Hufe auf dem gefrorenen Boden, und daß sich Reiterei nahte. Nun war an dem Vorhaben des Feindes und an der Berrätereı nicht mehr zu zweifeln. Ich lief, was ich vermochte und machte Lärm, ja ich zog selber die erste Sturmglocke, leider war es vergebens.

Zabel. Leider, sagt ihr? Also bedauert ihr wohl, daß jetzt die Pommern, denen ihr eben gehuldigt habt, eure Herren geworden sind? Wie? Ist euer Eid ein falscher gewesen?

Bürgermeister. Spart eure Wortklaubereien, es giebt noch ganz andere Leute, die falsche Eide geschworen haben. Ich wünschte nur, daß ihr wissen möchtet, inwieweit euer Schützling Klaus bei dieser Sache beteiligt war, und wir wissen jetzt, was wir von denen zu halten haben, die ihr empfiehlt.

Wir sprechen uns weiter, schrie Zabel Grieben wütend, und schritt hastig und ergrimmt von dannen. Ich denke auch, es wird die Zeit noch kommen, rief ihm sein Gegner nach, drückte Rodinger die Hand und ging seines Weges.

Grieben aber konnte es dem Rodinger nie vergeben, daß dieser weiter gesehen hatte als er. Klaus hatte ihn angeführt, und er war einfältig genug gewesen, sich anführen zu lassen. Konnte er den Rodinger jemals sehen, ohne an diese Beschämung zu denken? Und dieser Mensch hatte es sogar gewagt, nach seiner Tochter die Hand auszustrecken? Die bittersten Gefühle erwachten in seinem Herzen bei seinem Anblick und die Gelegenheit, ihn aus der Stadt zu schaffen, war unter den jetzigen Umständen gar leicht gefunden.

Klaus Köppen verlangte, daß alle bisherigen Anhänger Brandenburgs angezeigt würden, damit man wisse, auf wen man sich verlassen könne. Ein Teil solcher, welche dafür galten, waren mit Hans von Arnim abgezogen, und Klaus lachte herzlich, als er erfuhr, daß diese im Gefängnis saßen. Wahrhaftig, rief er, ich möchte ihm die andern auch noch zusenden, denn er weiß, was ihnen gebührt. Indessen, auch wir haben Gefängnisse und können Schatzung so gut gebrauchen als er. Laßt sehen, wen wir zu fassen haben.

Es war noch eine ziemliche Anzahl. Eine strenge Untersuchung fand nicht eben statt. Ein Teil, und darunter die Wohlhabendsten, wurden zu einer Schatzung verurteilt und bis zur Zahlung derselben in die Gefängnisse gesetzt, ein anderer Teil wurde aus der Stadt gewiesen, und unter diesen auch Michael Rodinger. Sein Posten wurde mit einem Pommer besetzt.

Der armen Clara aber erwuchs eine neue Marter. Klaus Köppen hatte mit ihrem Vater täglich zu thun und kam daher oft in das Haus des Bürgermeisters. Clara hatte sich aus einer Art von natürlichem Instinkt vor ihm verborgen, als aber Klaus zum Essen eingeladen wurde, mußte sie sich zeigen, und das schöne reizende Mädchen machte sichtbar auf den Pommer einen tiefen Eindruck. Von da an erzeigte er ihr mit fast auffallender Zudringlichkeit eine Menge Aufmerksamkeiten, welche Clara fast zur Verzweiflung brachten. Ihr Herz hatte gewählt; sehr natürlich hatte sie diejenige politische Partei zu der ihrigen gemacht, zu welcher sich Michael Rodinger bekannte, obgleich sie anstand, sich das zu bekennen, denn sie hielt es für unrecht, anders zu denken wie ihr Vater, vor dem sie ihre Gefinnungen sorgfältig verbarg; aber schon als Pommer war ihr Klaus verhaßt. Hassen konnte sie Klaus Köppen von Grund der Seele, das fühlte sie, auch fürchten, aber lieben, selbst dulden, nimmermehr!

Und eben dieser Mann war es, der jetzt um ihre Liebe warb, und

dem sie es nicht einmal sagen durfte, wie sehr er ihr zuwider war. Als Clara fortfuhr, seiner Zudringlichkeit Kälte entgegen zu setzen, sprach der Vater endlich unummunden mit Clara und verlangte, sie solle ihm mit Freundlichkeit entgegenkommen, denn Klaus Köppen sei ein Schwiegerjohn nach seinem Herzen, und als Clara erwiderte, daß er ihr unausstehlich sei, nannte er das eine abgeschmackte Weibergrille.

Markgraf Johann hatte, sowie die Pommern in das Uckerland eingefallen waren, Nachricht erhalten und sogleich einen Boten mit derselben nach Franken an den Kurfürsten Friedrich gesandt. Friedrich befand sich auf seiner Burg in Nürnberg und war über diesen neuen Krieg, der ihm durch das zweideutige Benehmen des Kaisers erwuchs, in hohem Grade erbittert. Da in Franken gerade nicht viel zu thun war, überredete er einen Teil der Fürsten, Ritter und guten Leute seines fränkischen Heeres, mit ihm nach der Mark aufzubrechen, um sich in Person den Pommern entgegenzustellen. Es fanden sich viele willig, denn man zog gern auf Abenteuer in fremde Länder, wenn es zu Hause wenig zu thun gab, und Friedrich langte mit einem großen Haufen dieser Leute in der Mark an*). Hier zog er zusammen, was eben wehrhaft war und entbot die andern, sich in Neustadt-Eberswalde bei seinem Heere zu versammeln. Auch Kaspar Gans von Putlitz, Johann von Quisow mit seinen Neffen und viele andere fanden sich ein. Der Kurfürst hielt sich nicht lange auf, denn schon war es April geworden und die Pommern hatten im Uckerlande übel gehaust und großen Schaden gethan. Sowie er eine hinreichende Masse von streitfähigen Leuten, Geschütz, Sturmzeug und Lagergerätschaften zusammen hatte, zog er mit den Franken und Märkern vereinigt durch Angermünde nach dem pommerschen Grenzschloß Bierraden, um den Feldzug mit dessen Wegnahme zu beginnen.

Die Pommern zogen sich bei der Annäherung des Kurfürsten zurück. Die Herzöge Kasimir und Otto hatten aber kaum die Ankunft des Kurfürsten in der Mark erfahren, als sie ihre Bundesgenossen zu schleuniger Hülfe aufboten, und aus Polen, Preußen, Pommern und den umliegenden Ländern zogen ihnen zahlreiche Hülfsvölker zu**).

Unterdessen hatten die auf dem Schlosse Bierraden befindlichen Pommern an die Herzöge einen Boten geschickt und um Entsatz gebeten, weil das Schloß schwerlich lange würde widerstehen können. Die Herzöge ließen antworten: Sie möchten das Schloß nur wacker verteidigen, sie hofften zu rechter Zeit zu kommen. Friedrich hatte das Geschütz

*) Der Zweifel der märkischen Geschichtsforscher, daß der Kurfürst in Person den Krieg gegen Pommern geführt habe, ist durch die ihnen unbekanntere ausführliche Erzählung des Rufus in seiner Chronik bei Grotuff II. II. S. 539 vollständig erledigt.

***) Rufus a. a. O.

aufstellen lassen und fing an das Schloß zu beschießen. Es galt Eile, denn er vernahm, daß die Herzöge ein drohendes Heer sammelten.

Aber was ihn noch mehr zur Eile nötigte, war die Nachricht, daß in Franken der Krieg kurz nach seiner Abreise wieder ausgebrochen sei. Auch im Heere hatte sich die Nachricht durch die angekommenen Schreiben und Boten verbreitet, und nunmehr fingen die fränkischen Edeln an, ungeduldig zu werden. Was haben wir hier im fremden Lande zu thun, sprachen sie unter einander, während uns daheim unsere Schlösser und Güter niedergebrannt werden? Laßt uns aufbrechen und zurückkehren, damit wir retten, so viel noch möglich ist. Und ohne langes Säumen trugen sie Friedrich die Bitte vor, sie zu entlassen, damit sie sich nach Hause begäben, wo ihre Hülfe besser angebracht sei als hier.

Der Kurfürst war auf diese Wendung der Dinge nicht gefaßt und kam dadurch in eine üble Lage. Seines jetzigen Heeres Kern bestand aus der fränkischen Ritterschaft, er hatte hauptsächlich auf ihre Mitwirkung gerechnet, weil er überhaupt viel auf sie hielt. Eben deshalb und weil Eile nötig war, hatte er es für überflüssig gehalten, ein Aufgebot in gewohnter Form ergehen zu lassen, die Zahl der Märker war daher nicht groß und gar viele waren zurückgeblieben, weil sie sich zurückgesetzt fühlten und mit der Maßregel unzufrieden waren, fremdes Kriegsvolk in das Land zu ziehen. Selbst die bei dem Heere befindlichen Märker mochten mit den Fremden nicht gern verkehren, und es herrschte zwischen beiden Parteien nicht das freundlichste Vernehmen. Die fränkischen Ritter standen in dem Rufe, hochmütig zu sein und sich besser zu dünken denn die märkischen. Nachdem sie nun aber gar den Kurfürsten in der Not verlassen wollten, verdarben sie es völlig bei den Märkern. Die Spannung zwischen beiden Teilen des Heeres war groß, und es hätte vielleicht nur eines geringen Anlasses bedurft, um beide Parteien zu gewaltthätigen Äußerungen gegen einander zu bringen.

Es bedurfte Friedrichs ganzer Klugheit, um einer solchen Veranlassung vorzubeugen. Er bat die Franken, noch einige Tage bei ihm auszuharren, bis das Schloß genommen sein würde, dann wollte er die weitere Führung des Krieges dem Markgrafen Johann übertragen und selber mit ihnen nach Franken ziehen. Man gab endlich nach und versprach, noch einige Tage zu bleiben.

Der Donner des Geschüzes erdröhnte jetzt nicht bloß am Tage, sondern auch des Nachts, denn Friedrich bot alle Kräfte auf, das Schloß zu gewinnen. Dennoch verweigerten die Pommern die Übergabe. Die festen Mauern widerstanden besser, als man es vermutet hatte.

Zwei Tage waren wieder vergangen, und den Franken las man die Ungeduld auf dem Gesichte. Viele, hieß es, rüsteten sich schon zum Abzuge. Das Schloß hatte so viel gelitten, daß Friedrich hoffte, es

durch einen Sturm zu gewinnen, und dieser wurde angeordnet. Dinehin erzählte man, das pommerische Heer sei im Anzuge.

Rasch wurden die nötigen Befehle erteilt. Das Geschütz schwieg, doch nicht vom Schlosse her, die Sturmgerätschaften wurden von der Wagenburg dem Schlosse genähert. Ihr, Hans von Putlitz und Johann von Quisow, sprach Friedrich, begeben euch mit der priegnitzischen Reiterei über die Welse auf die Straße nach Garz, damit uns nicht etwa eine pommerische Streifpartei überrascht und in der Arbeit hindert. Die pommerische Hauptarmee ist nach meinen Nachrichten noch nicht von Stettin aufgebrochen.

Die Priegnitzer setzten sich in Bewegung, wenig zufrieden, daß man ihnen bei dem Sturm eine so untergeordnete Rolle zugeteilt hatte. Mißvergnügt und still zogen sie durch den einförmigen vierradenschen Forst.

Halt! ertönte plötzlich Johann von Quisows Stimme, und alle Pferde standen. Man hatte Aussicht gewonnen und sah auf den Höhen bei Garz verdächtige Bewegungen. Er sprengte einige hundert Schritt vor und überzeugte sich schnell, daß die ganze pommerische Heeresmacht seitwärts von ihnen auf den Höhen von Hohen-Selchow und Pinnow dahin zog und bereits über Pinnow hinweg war. Was sich bei Garz gezeigt hatte, war nur die Nachhut gewesen. Die Fläche zwischen der Heide und Garz war, da sie sehr niedrig liegt, und nur aus Wiesen besteht, vom Frühlingsgewässer überschwemmt.

Schnell wurden einige Knappen nach Bierraden mit dieser Botschaft an den Kurfürsten gesandt, während sich nördlich vom Dorfe Hohensfeld die Reiterei aufstellte, um die einherziehenden Pommern zu empfangen.

Diese waren bis zum Vorwerk Frostenwalde vorgerückt, wo sich der Weg wieder in die Tiefe senkte und am Rande der Hügelkette und des Waldes fortlief. Hier hätten sie sich Bierraden nähern können, ohne daß sie eher bemerkt worden wären, als bis sie das Dorf Blumenhagen passiert und dicht davor gestanden hätten, wenn Friedrich nicht die erwähnte Vorsichtsmaßregel angeordnet hätte. Jetzt konnten sie nicht anders, als zuvor die priegnitzische Reiterei aus dem Felde schlagen, denn diese würde sie sonst bei ihrem Zuge von der Seite angegriffen haben.

Mutig und feck rückten die pommerischen Geschwader, begleitet von Fußvolk, heran, die Trompeten schmetterten, das Gefecht entwickelte sich, die Priegnitzer fochten wie Verzweifelte. Länger als man bei der Stärke des feindlichen Heeres hätte vermuten dürfen, hemmten sie dessen Zug, da gelang es nach großer Mühe dem Feinde, die Priegnitzer zu teilen. Johann von Quisow wurde mit seinen Geschwadern durch das Dorf

Hohenfeld gedrängt, Kaspar Gans von Putlitz mit den übrigen rechts auf den Weg nach Blumenhagen. In dieser Teilung wurde es dem Feinde nicht mehr schwer, die Märker vor sich herzutreiben, die sich dennoch stets fechtend zurückzogen. So ging es die ziemlich steile Höhe südlich von Hohenfeld, welche das nördliche Ufer der Welse begrenzt, hinab, und erst hier, wo die Pferde sich weniger halten konnten, riß Unordnung ein. Johann von Duitzow hielt Stand, bis der größte Teil seiner Leute über eine bei der neuen Mühle über die Welse führende schmale Brücke gelangt war. Erst jetzt zog er sich auf die Brücke zurück, und eben hatte er sie erreicht, als seinem Knechte Dietrich Schwalbe, dem der Helm entfallen war, der Kopf gespalten und er mit seinem Pferde in die Welse gedrängt wurde. Fahr wohl, mein wackerer Knecht! rief Johann tief bewegt und sandte durch einen mächtigen Schwertthieb ihm seinen Mörder nach. Unter fortdauerndem Fechten, sein Pferd geschickt rückwärts lenkend, hatte er endlich die verhängnisvolle Brücke passiert, und die Pommern ließen von ihm ab. Er fand seine Leute im nahen Walde südlich von der Mühle; es schien gar mancher zu fehlen. Aber einer fehlte entschieden, für den Johann gern zehn andere hingegeben hätte. Hier ordnete er seinen Haufen und zog am Rande des Gehölzes und der Randow-Wiese gegen Bierraden.

Kurfürst Friedrich hatte den Sturm auf das Schloß beginnen lassen, aber den tapfersten Widerstand gefunden, denn schon hatte man vom Turm des Schlosses die heranziehende Hülfe gesehen. Die Mauern waren nicht erstiegen, man mußte zurück, um neue Kräfte zu sammeln. Nicht lange währte es, so waren die Sturmhaufen wieder geordnet, und auf Balken und Faschinen, die im Graben bereits das erste Mal angebracht waren, rückten sie gegen das Schloß an. Die Leitern wurden bestiegen, und nach langer vergeblicher Anstrengung war auch der zweite Sturm abgeschlagen. Die Pommern erhoben ein Freudengeschrei. Rasch noch einmal drauf und dran, rief Friedrich, der eben die Botschaft empfangen hatte, daß die Pommern im Anzuge seien, wir müssen das Schloß haben, koste es, was es wolle! Die Franken murrten und sprachen von vergeblichen Aufopferungen; Friedrichs ungebeugter Sinn richtete die Schwachmütigen wieder auf, und zum dritten Male ordneten sich die Sturmhaufen, zum dritten Male wurden die Leitern angelegt und bestiegen. Aber ehe noch etwas entschieden war, erhoben sich Rauchfäulen in dem nahe gelegenen Dorfe Blumenhagen, Flammen schlugen empor, Gans von Putlitz zog fechtend mit seinem Haufen Reiterei heraus auf Bierraden, gefolgt von den Pommern. In einer Viertelstunde schon konnten sie Bierraden erreicht haben. Kurfürst Friedrich überzeugte sich nur zu schnell, daß alles verloren sei. Er ließ zum Rückzuge blasen. Die drohende Gefahr war keinem zu verbergen, eine un-

geregelt Flucht riß ein, die Franken voran. Gans von Putlitz überlegte rasch, daß der Feind wahrscheinlich aus dem Schlosse einen Ausfall machen werde, sobald die Märker abzogen, und daß ihm dann der Übergang über die Welse gesperrt sei. Er durfte sich daher nicht verweilen und zog mit seiner Schar eilig auf Bierraden, wo er noch zeitig genug ankam, um die Brücke bei der Bierradener Mühle unbesezt zu finden. Hier setzte er sich wieder, aber jetzt fiel die Zugbrücke des Schlosses, und heraus stürzten die Pommern und fielen wütend über die märkischen Reiter her. Zugleich aber langte die Vorhut des pommerischen Heeres an, und nun wurde der Kampf furchtbar. Friedrich ließ Kaspar sagen, er möge sich halten, so lange wie möglich. Allein dazu war er zu schwach und der Feind zu stark. Bald wurde er zurückgedrängt und fechtend durch die Straßen des Fleckens getrieben. Am Ausgange versuchte er sich noch einmal zu setzen, denn das märkische flüchtende Heer war kaum eine halbe Viertelstunde weit entfernt, und das kurfürstliche Banner eines der letzten. Vergebens! Er mußte nach kurzem Widerstande weichen. Da kam seitwärts Johann von Quitzow mit seinem Haufen daher. Die Märker sahen es und erhoben ein Freudengeschrei. Schnell schloß er sich Gans von Putlitz an, und jetzt gelang es besser, den Pommern zu widerstehen. Die Märker erhielten Zeit, einen Vorsprung zu gewinnen und waren bald nicht mehr zu sehen. Doch ließen die Pommern von ihrer Verfolgung noch nicht ab, und Johann von Quitzow wurde am Schenkel verwundet. Endlich, nicht weit von Schwedt, machten die Pommern Halt und nunmehr konnten sie ihren Weg ungehindert fortsetzen. Das Heer war nicht nach Schwedt gezogen, sondern über Berkholz auf dem Wege nach Felchow. Die Briegnißer bildeten die Nachhut. Es war gelungen, wieder einige Ordnung in den fliehenden Haufen zu bringen, und gegen Abend langte man in Angermünde an.

Erst am andern Tage war es möglich, den ganzen großen Verlust, den das Heer erlitten hatte, zu übersehen. Alles Geschütz und Sturmgerät, das ganze Lager, die ganze Wagenburg nebst allen schwer Verwundeten hatte man zurückgelassen*). Doch hätte das Unglück noch größer werden können, wenn die Briegnißer nicht so ritterlich Stand gehalten hätten.

Friedrich versammelte am andern Tage sein Heer abermals auf dem Markte von Angermünde. Der Kurfürst hielt in der Mitte zu Pferde, Markgraf Johann stand mit den Hauptleuten zu Fuß neben ihm. Die Trompeten und Trommeln gaben das Zeichen der Stille, und Johann sprach:

*) Rufus, Chronik bei Grotuff II. II. S. 539.

Das Heer hat einen Verlust erlitten, und die Pommern werden nicht ermangeln, sich einen großen Sieg zuzuschreiben. Wir sind dadurch nicht mutlos geworden. Haben wir uns auch zurückziehen müssen, so hat der Feind dennoch Proben märkischer Tapferkeit erfahren, die ihm Achtung einflößen müssen, und denen wir größtentheils die Abwendung größeren Unglücks verdanken. Vor allen habe ich euch, Herr Kaspar Gans von Putlitz im Namen des gnädigsten Kurfürsten Dank zu sagen für eure ritterlichen Thaten. Ihr habt gethan, was dem besten Ritter nur möglich ist. Aber auch ihr, Johann von Quißow, habt euch vor vielen ausgezeichnet und durch eure guten Dienste besonderen Anspruch auf den Dank des gnädigen Kurfürsten. In seinem Auftrage soll ich euch den zu erkennen geben durch die Ehre des Ritterschlages. Tretet vor, um ihn zu empfangen.

Johann von Quißow hinkte, den Schild am Arme, vor. Er kniete nicht ohne Anstrengung vor dem Markgrafen nieder, lehnte seinen Schild gegen die Lende, hielt die Hände wie betend vor sich, und der Markgraf erteilte ihm den Ritterschlag.

Johann stand nicht ohne fremde Hülfe auf, verbeugte sich und trat in die Reihen zurück. Man wünschte ihm Glück, und die Krieger gingen aus einander und zogen am nächsten Tage wieder nach ihrer Heimat, denn für jetzt ließ sich kein neuer Zug unternehmen. Johann überraschte seine Hausfrau nicht wenig durch seine neue Würde, auf welche er, nach allem, was früher geschehen war, nicht mehr gerechnet hatte.

Friedrich zog mit den fränkischen Heeren wieder nach Nürnberg*), wo seine Gegenwart dringend notwendig war, und überließ die Besorgung der märkischen Angelegenheiten seinem Sohne Johann, eine schwierige Aufgabe bei dem verwirrten Zustande des Landes. Allein auch Friedrichs Aufgabe in Franken war nicht leicht zu lösen, und eine Teilung der Sorgen und Mühen notwendig. Wem hätte er sie sicherer anvertrauen können, als dem eigenen Sohne, dem wahrscheinlichen Erben des Landes?

*) Rufus a. a. D.